

eigener Erfahrung, wie mühselig und undankbar die Bearbeitung eines unzureichend dokumentierten Nachlasses wie der der Kniegrotte ist.

Duisburg

Gernot Tromnau

- ¹ FEUSTEL führt die Stationen Hranice, Schweizersbild, Birseck-Ermitage, Goutte Roffat, Farincourt, Crabillat, Puy-de-Lacan, Fontalés, Flageolet II und Gare de Couze an.
- ² Allerdings wird mit einer mehrmaligen Besiedlung während Dryas II oder beginnendem Alleröd innerhalb von vielen Jahren oder mehreren Jahrzehnten gerechnet.

Klaus GÜNTHER, *Die jungsteinzeitliche Siedlung Deiringsen/Ruploh in der Soester Börde. Ergebnisse der Grabungen bis 1970*. Mit Beiträgen von Maria HOPF und Josef SCHALICH. — Bodenaltertümer Westfalens 16. Verlag Aschendorff, Münster 1976. V, 69 S.; 21 Abb.; 4 Tabellen im Text; 26 Taf.; kartoniert 50,— DM.

Vor uns liegt die monographische Bearbeitung eines Rössener Siedlungsplatzes aus dem Hellweg-Gebiet am Südrand der Westfälischen Bucht. Deiringsen/Ruploh hat bereits forschungsgeschichtlichen Rang. 1934 wurde hier der erste — allerdings noch unvollständige — neolithische Trapezhausgrundriß in Mitteleuropa gefunden. A. STIEREN machte ihn sogleich im dritten Teil der „Bodenaltertümer Westfalens“ bekannt (Westfalen 19, 2934, 98 f.). Heute weiß man, daß dies nicht nur der erste, sondern für zwei Jahrzehnte auch der einzige Rössener Hausgrundriß war. Bezeichnenderweise gelang die Entdeckung des zweiten Trapezhauses in der selben Landschaft, nun auch vollständig und bis jetzt singulär in der Größe. Es ist das Langhaus vom Hillerberg in Bochum-Hiltrop (K. BRANDT und H. BECK, *Germania* 32, 1954, 260 ff.). Weitere Häuser dieses Typs sind seit 1965 im benachbarten Rheinland bei den großzügigen Forschungen auf der Aldenhovener Platte gesichert worden (A. JÜRGENS, R. KUPER, W. PIEPERS, I. SCHRÖTER, *Bonner Jahrbücher* 166, 1966, 370 ff.; 168, 1968, 441 ff.; 171, 1971, 561 ff., 594 ff., 599 ff.). Inzwischen hatte sich 1952—1957 mit Zwenkau auch der stichbandkeramische Bereich Mitteldeutschlands angeschlossen (H. QUITTA, *Ausgrabungen und Funde* 3, 1958, 177 ff.). 1965 folgte in Verbindung mit Stichbandkeramik und Rössen ein Beleg aus dem Braunschweiger Land (F. NIQUET, *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 35, 1966, 134; *Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen* 4, 1969, 182 ff.). Seit 1966 tritt nun Süddeutschland mit stichbandkeramischen bzw. Rössener Häusern der Variante Hienheim hervor (P. J. R. MODDERMAN, *Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege* 10, 1969, 13 ff.; *Analecta Praehistoria Leidensia* 4, 1971, 1 ff.; *Jahreschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 60, 1976, 57; — H. HUBER, *Fundberichte aus Schwaben* N. F. 19, 1971, 28 ff., Abb. 1; *Archäologisches Korrespondenzblatt* 2, 1972, 85 ff.). Die neueren Ausgrabungen in Westfalen (1969—1971) vervollständigen jetzt das Bild mit weiteren Grundrissen aus Bochum-Laer und Deiringsen/Ruploh, unter denen sich auch Belege einer reinen Pfosten-Variante des Trapezhauses befinden (W. FINKE, *Westfälische Forschungen* 23, 1971, 173; K. GÜNTHER, *Germania* 51, 1973, 41 ff.). Man ist nun gespannt, was die ausführliche Vorlage der Grabungsergebnisse von Deiringsen/Ruploh zu bieten hat. Vorweg sei so viel gesagt, daß die Publikation als solide und ausgewogene Bearbeitung eines Fundkomplexes zu gelten hat. Ihr Schwergewicht liegt im beschreibenden Teil, namentlich bei den Siedlungsspuren. Der auswertende Teil benennt hauptsächlich Vergleichsmaterial aus anderen Gegenden der Rössener Verbreitung und zieht Verbindungslinien ohne freilich

alle möglichen Beziehungen erschöpfend zu verfolgen. Betrachtungen zur Siedlungsweise der Rössener Kultur brauchen nicht weit auszuholen. Sie stützen sich im wesentlichen auf die Ergebnisse im Lande selbst und auf die ersten Beiträge zum selben Thema aus dem benachbarten Rheinland. Es bleibt berücksichtigt, daß die Forschung in allen Teilbereichen noch voll im Fluß ist und übergreifende Studien zuvor einer breiteren Basis aufbereiteten Fundgutes bedürfen — einer Basis, der die Arbeit „Deiringsen/Ruploh“ nun als gehöriger Baustein verfügbar ist.

Einleitend gibt der Verfasser allgemeine Hinweise zum Stand der Erforschung des Alt- und Mittelneolithikums in Westfalen. Zwei Verbreitungskarten zeigen die gegenwärtige Fundplatzverteilung von Linienbandkeramik, Großgartacher und Rössener Keramik. Fundkonzentrationen sind allein im Arbeitsgebiet rühriger Freunde heimatkundlicher Forschung zu zeichnen, so bei Bochum, Werl, Soest und Warburg. Die Lücken dazwischen sind beträchtlich. Trotzdem zeigt sich, daß mehr vorliegt, als in Fachkreisen bekannt war. Überregionale Verbreitungskarten zum Neolithikum pflegten Westfalen bislang als „weißen Fleck“ aufzuführen. Das braucht in Zukunft nicht so zu sein. Im Hinblick auf die Genese mittelneolithischer Gruppen war die Argumentation bisher zwangsläufig auf die scheinbar „zentrale“ Bedeutung Mitteldeutschlands einerseits und Südwestdeutschlands andererseits fixiert. Auch das braucht nicht so zu sein. Freilich dürfte es schwer fallen, den Forschungsstand der genannten Gebiete bald zu erreichen.

Der Fundplatz liegt etwa 3 km südlich von Soest auf dem nach Norden einfallenden Hang des Haarstrangs. Die Gauß/Krüger-Koordinaten für den grabungsinternen Nullpunkt bzw. für den vermuteten Mittelpunkt der Siedlung lauten richtig: R. 3437 320, H. 5712 640. Die Ost—West—Ausdehnung der Fundspuren reicht nach den Beobachtungen von 1934 weiter, als es im Plan (Abb. 3) eingezeichnet ist, nämlich wenigstens 400 m nach jeder Seite.

In der Entdeckungsgeschichte ist die verdienstvolle Tätigkeit von H. SCHOPPMANN, W. R. LANGE und A. STIEREN hervorgehoben. Die erneute Aufnahme der Grabungen — ob schon seit 1934 beabsichtigt — war durch Trassenführung und Termine des Autobahnbaus diktiert. Fünf Monate lang wurde das Terrain sondiert, indem der betroffene, mutmaßliche Siedlungsausschnitt mit einer Schar 2—4 m breiter Suchschnitte von jeweils 20 m Abstand durchquert wurde. Dabei gelang es, zwei Großhäuser mit durchlaufenden Wandgräben zu entdecken und anschließend freizulegen. Erfolglos blieb der Versuch, den SO-Teil des Hauses von 1934 zu finden, er dürfte bereits damals beim Böschen des alten Ruploher Weges zerstört worden sein. Nachdem im Zuge des Autobahnbaus die Deckschichten abgeschoben waren, konnte kurzfristig die Gelegenheit genutzt werden, das Areal auf Siedlungsspuren zu kontrollieren. Hierbei wurde der vorher in Suchschnitten übersehene Grundriß III gefunden, ein reiner Pfostenbau. Ungewiß bleibt, was vielleicht sonst noch übersehen wurde. Die methodischen Mängel der Prospektion liegen auf der Hand. Es ist eben ein verbreiteter Irrglaube, man könne in schmalen Suchschnitten die ein bis drei Pfosten einer Hauswand finden und womöglich auch als solche erkennen. Das ist kaum der Fall, am wenigsten in Tonanreicherungshorizonten von Parabraunerden. Das muß man einmal sagen dürfen, ohne damit den beteiligten Ausgräbern ihre beachtlichen Erfolge zu schmälern, die unter teilweise widrigen äußeren Umständen erzielt worden sind, was höchste Anerkennung verdient.

Im bodenkundlichen Beitrag gibt J. SCHALICH einen sehr instruktiven Abriss der Boden- und Landschaftsgenese im Umkreis des Fundplatzes. In tiefen Trockenrinnen finden sich unter Kolluvium begrabene Paläoböden, die im Bereich des Siedlungsplatzes weitgehend erodiert sind. Daraus läßt sich abschätzen, daß hier nicht allein die neolithische Oberfläche, sondern etwa 40—65 cm des Bodenprofils fehlen. Das ist ein Umstand, den man bei der Beurteilung von Siedlungsrelikten in Betracht zu ziehen hat. Die Beschreibung der Bodenentwick-

lung führt in einem Abschnitt auch den Übergang von der verbrauchten Schwarzerde zur Schwarzerde-Parabraunerde aus, ein Prozeß, der sich gegen Ende des Neolithikums und wohl hauptsächlich in der darauffolgenden Bronzezeit vollzog. Als Teil dieses Bodengeschehens wanderte schwarze Ton-Humussubstanz in Schrumpfungsrisse, Wurzellleitbahnen und Poren des Untergrunds ab, wo bereits durch verstärkte Schrumpfungs- und Quellenscheinungen polyedrische bis prismatische Absonderungen entstanden waren. Diese Filtrationsverlagerung führte auf die Dauer zur Verarmung des Oberbodens an Ton-Humussubstanz und hellte ihn zu schmutziggrauen bis weißlichgrauen Farbtönen auf. Der Horizontalschnitt durch einen solchen Boden zeigt die bekannten Palygonnetze, Kluftverfüllungen mit — je nach Entwicklungsstand des Oberbodens — schwarzer oder heller Verfüllung. Was hier vom Fachmann als Stadium der allgemeinen Bodenentwicklung charakterisiert wird, glaubt jedoch der Prähistoriker drei Seiten weiter ganz anders deuten zu dürfen, nämlich als annähernd gleichzeitiges Trockenspaltensystem, das irgendwie mit dem Rössener Siedlungsvorgang ursächlich zusammenhängt und insofern als Siedlungszeiger verwertbar ist. Das wäre in der Tat eine weiterführende Entdeckung gewesen, die man weithin hätte beachten sollen. Sie wurde deswegen bereits an anderer Stelle publiziert (K. GÜNTHER, Archäologisches Korrespondenzblatt 2, 1972, 21 ff.). Die vorgetragene Deutung ist bodenkundlich jedoch nicht abgesichert, wie von kompetenter Seite auch neuerdings ausdrücklich betont wird (B. MEYER, Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 10, 1976, 183 ff.). Hiernach sind die Polygonstrukturen als Ergebnis natürlicher Bodenentwicklung — am ehesten unter Wald — zu werten und sicher jünger als die Rössener Besiedlung.

Recht ausführlich folgt die Beschreibung der Feldbefunde an Hausgrundrissen nebst allerlei Detailbeobachtungen zu Wand- und Pfostenquerschnitten sowie zur Fundverteilung. Die vier gefundenen Großbauten der Rössener Kultur gehören zum Typ mit langgestreckt-trapezförmigem Grundriß. Drei der Bauten haben tiefe Wandgräben und in kurzen Abständen aufgestellte Außenpfosten, nämlich das Haus von 1934 mit 13,50 m erhaltener Länge sowie die vollständigen Häuser I und II von 1969/70 mit 52,50 m und 54,50 m Länge. Der vierte Baugrundriß, Haus III von 1969/70, ist wahrscheinlich nicht ganz vollständig gefunden worden, die erhaltene Länge beträgt 23 m. Auffällig sind in diesem Fall reine Pfostenbauweise und weiter gestellte Außenpfosten. Spuren zugehöriger Wände waren im Ausgrabungsniveau nicht vorhanden. Den Grundriß durchquerte eine von Bau II ausgehende Pfostenreihe, woraus sich auf unterschiedliche Bauphasen schließen läßt.

Unter den „sonstigen Anlagen“ ist eine ovale Pfostenstellung von 3—4 m Durchmesser bemerkenswert, die durch vier im Rechteck angeordnete Pfosten mit dem Durchlaß der südlichen Längswand von Bau II verbunden war. Zwei gegeneinander geneigte Grabenspuren von rund 3 m Länge werden gemeinsam als „kleine trapezförmige Bodenspur“ gewertet. Nach der Systematik gehören sie jedoch zu den langschmalen Gruben, auf die noch einzugehen ist.

Die Beschreibung der Gruben folgt einer am Fundplatz selbst gewonnenen Gliederung nach Größe und Querschnittsform. Nach der Größe ergeben sich zwei Hauptgruppen, die eine führt Gruben bis 60 cm Durchmesser, die andere solche mit größerer Weite. Nach der Form werden steilwandige, muldenförmige und trichterförmige Profile unterschieden. Angehängt ist die Gruppe der „zusammengesetzten Vertiefungen“. Hierunter sind wahrscheinlich verschiedene Typen subsummiert. Als dritte Hauptgruppe werden nach der Umrißform langschmale Gruben (Schlitze) geführt. Störungen, die eindeutig als natürliche Bildungen ansprechbar waren, bleiben außerhalb der Betrachtung, werden aber summarisch erwähnt. Das ist wichtig; denn oftmals läßt sich nicht entscheiden, ob natürliche oder anthropogene Entstehung vorliegt. Sogar Zuweisungen, für die es gute Gründe gibt, bleiben mit einem gewissen Maß an Unsicherheit behaftet. Das unumwunden gesagt zu haben, ehrt den Verfasser. Ver-

sierte Ausgräber wissen, daß die Interpretation eines „Spurenplans“ seine Tücken hat, weil er selbstverständlich auch Stellen enthält, denen keine Bedeutung abzugewinnen ist. Das muß man beim „Lesen“ der Pläne berücksichtigen. Zu den eindeutig natürlichen Bildungen rechnet der Verfasser auch die „Ringgruben“, das sind Spuren von Windwürfen, also aufgerissene Wurzelbereiche umgestürzter Bäume (P. B. KOOI, *Helinium* 14, 1974, 57 ff.). Diesen Sachverhalt gilt es zu betonen, weil hier immer wieder Fehldeutungen vorkommen.

Fund- und stratenführende Gruben werden eingehender behandelt. Für die Keramikchronologie läßt sich indessen kein Gewinn daraus ziehen. Anhaltspunkte für die funktionale Deutung lassen sich — wie üblich — nur in sehr bescheidenem Rahmen gewinnen. So etwa, daß Kesselgruben ursprünglich zur Vorratshaltung gedient haben könnten und daß „Grubenkomplexe“ wohl zunächst als Lehmentnahmegruben angelegt worden sind, bevor sie sekundär mit Abfall aufgefüllt wurden. Bemerkenswert bleibt die muldenförmige Grube 14 unter dem nördlichen Längswandgraben von Haus I, weil sie zwei Mahlsteine und eine Klopfkugel enthält. Hier ist in der Tat an rituelle Deponierung zu denken, vielleicht sogar an Bauopfer. Nicht ergebnisreich scheint in Deiringsen /Ruploh die Kategorie der langschmalen Gruben (Schlitze), deren Klassifizierung allerdings auch nicht in allen Fällen überzeugt. Auffällig sind indessen die zwei Gräbchen Nr. 445 wegen ihrer paarigen Anordnung sowie die Gruben 443 und 5/1934 wegen ihrer echten schlitziartigen Eintiefungen am Grunde muldenförmiger Gruben, weshalb sie unter den „zusammengesetzten Vertiefungen“ eingereiht sind. Ihre scherben- und holzkohlehaltige Füllung führt vor allem ungewöhnlich viele Rotlehmbrocken. Für Deutungen ist daraus leider noch nichts zu gewinnen. Dieser Grubentyp sollte jedoch bei nächster Gelegenheit besonderer Feinuntersuchung zugeführt werden. Slowakische Beispiele, die der späten Lengyel-Kultur angehören, können mit guten Gründen als Opfergruben gelten (J. VLADÁR und J. LICHARDUS, *Slovenská archeológia* 16, 1968, 318). Die Füllungen bestehen dort aus periodisch deponierten besonderen „Opfer“-Teilen nebst „Sakral“-Abfällen und sterilen Abdeckschichten. Charakteristisch ist die paarweise Anlage der Schlitze „hinter“ den Häusern.

Die Ausgrabungspläne sind auf fünf Falblätter dargeboten. Ein topographischer Übersichtsplan im Maßstab 1 : 1000 zeigt Grabungsgrenzen und gefundene Hausgrundrisse. Drei Teilpläne im Maßstab 1 : 500 enthalten die angetroffenen Bodenspuren und deren Fundnummern. Für den Bereich der Häuser I und II werden Bodenspuren nebst Fundkartierungen und Fundnummern schließlich im Maßstab 1 : 250 vorgelegt. Die Darstellungsweise ist graphisch sauber, das Wesentliche klar hervorgehoben. Wohltuend wirkt die zurückhaltende Signaturwahl für „Störungen“. Als Anregung sei noch angeführt, daß man zur Vermeidung negativer Koordinatenwerte, insbesondere bei Großunternehmen, vielleicht auf grabungsinterne Systeme überhaupt verzichten und sich stattdessen besser der amtlichen Gauß/Krüger-Koordinaten bedienen sollte. An den Falblättern ist übrigens nicht mit Papier gespart worden; der Benutzer registriert dankbar, daß sie sich weit herausklappen lassen. Allerdings wird dieser Vorteil ganz unnötigerweise dadurch hinfällig, daß die Pläne an drei verschiedenen Stellen und vor allem viel zu weit vorne eingeklebt sind.

Unter Voranstellung eines kurzgefaßten Fundkatalogs folgt die Beschreibung der Funde nach Sachgruppen, zunächst die Keramik. An unverzierten Formen sind die ovale Wanne, die Flasche und Vorratsgefäße mit rundem sowie mit flachem Boden vertreten. Einen relativ hohen Anteil hat die verzierte Ware, sie führt Schüsseln und Kugelbecher, deren Zierelemente untereinander viele Gemeinsamkeiten haben. Außerdem gibt es zwei Unika verzierter Vorratsgefäße, die durch Größe und Musteranordnung, besonders aber wegen anthropomorpher Symbolverzierungen auffallen, die einwandfrei dem Bereich der sogenannten „Krötenfiguren“ zuzurechnen sind. Formal stehen die Muster einigen Ausführungsarten des doppelten

Winkelbandes mit vertikaler Trennfigur in der Ornamentik der Hinkelsteingruppe und der Stichbandkeramik am nächsten, deren bildhafter Charakter jedoch nicht so klar in Erscheinung tritt, wie das in Deiringen/Ruploh der Fall ist. Soweit unter stichbandkeramischer Verzierung anthropomorphe Einzelfiguren faßbar sind, ist indessen der formale Unterschied groß (L. HORÁKOVÁ-JANSOVÁ, *Obzor praehistorický* 11, 1938/39, 129; D. KAUFMANN, *Wirtschaft und Kultur der Stichbandkeramiker im Saalegebiet*. Berlin 1976, 84 Abb. 20). Der kulturgeschichtliche Hintergrund gewinnt jedenfalls an Schärfe, wenn man über die nächstgelegenen Beispiele bandkeramischer Traditionswelt hinaus auf den Lengyel-Bereich blickt und etwa das bekannte Vorratsgefäß von Stfelice-Sklep heranzieht (F. VILDOMEČ, *Obzor praehistorický* 12, 1940, 113/114 Abb. 12), dessen Bildinhalt zwar schematisch, aber doch lesbar „ein Götterbild und drei Adoranten“ zeigt. Zum Aussehen der dargestellten Figuren kann man weiter die gleichzeitige Idolplastik in Betracht ziehen (J. SKUTIL, *IPEK* 13/14, 1939/40, 36 ff.; V. PODBORSKÝ, *Slovenská archeológia* 18, 1970, 235 ff.; Abb. 9, 11, 14) und in wesentlichen Punkten Übereinstimmung feststellen. Es ist ein ansprechender Gedanke des Verfassers, in derart ungewöhnlichen Gefäßen gewissermaßen den sakralen Raum für die Aufbewahrung von Saatgetreide zu vermuten.

Geräte aus Felsgestein sind mit 15 Objekten recht spärlich vertreten. Es handelt sich um Beile, Äxte und ein Schlaggerät vom Typus „Geröllkeule“, ferner um Schlag- und Klopfl-, Mahl- und Schleifsteine. Zwei der letzteren sind sekundär als Retoucheure verwendet worden. Ein typologisch nicht näher bestimmbares Axtbruchstück besteht aus nordhessischem Basalt, ein Abspieß mit Schlifffest aus Amphibolit. Bemerkenswert sind ein Geröllbeil aus grünlichem plattigem Quarzit und ein veritables Ovalbeil mit spitzem Nacken aus grünlichem Halbedelstein (wahrscheinlich Nephrit). Das zuletzt genannte Stück ist zwar ein Oberflächenfund, dennoch darf es genau wie die erste Form zum Bestand des Rössener Fundniederschlags am Platze gerechnet werden. Typ und Rohmaterial weisen nach Osten, insbesondere zum Einflußbereich der Lengyel-Kultur (J. SKUTIL, a.a.O. 37; F. VILDOMEČ; a.a.O. 102; Abb. 2, 2.6; D. KAUFMANN, a.a.O. 55).

Silexartefakte bestehen überwiegend aus heimischem Rohmaterial, nämlich aus Geschiebefeuerstein der nahen saaleeiszeitlichen Moränen und in einzelnen Stücken — darunter eine vorzügliche Pfeilspitze — aus Kieselschiefer wohl des Sauerlands. Mit 10—20 Prozent ist Maasfeuerstein vertreten. Ein Kernstein dieses Materials zeigt an, daß nicht allein Klingen oder fertige Geräte über rund 200 km Distanz aus der Gegend von Ryckholt herangeführt wurden. Die Formenwelt beschränkt sich hauptsächlich auf Klingen, Klingenbruchstücke und Kratzer. Die Beobachtung von Lackglanz weist Exemplare der ersten Gruppe als Einsatzstücke von Erntemessern aus. Der Verfasser führt Beobachtungen an, nach denen man konsequenter als bisher auch den „Kratzer“-Typ mit gerader Stirn und kurzer Kappe — oftmals in Verbindung mit ausgeprägt rechtwinkliger Eckzurichtung — als Sicheleinsatz zu klassifizieren hat. Besondere Beachtung verdienen drei Pfeilspitzen von breit-dreieckiger Form mit beidseitiger, flächengreifender Randretusche. Der Typ gehört keineswegs — wie der Verfasser meint — zur geläufigen Ausstattung Rössener Silexinventare; denn die bekannten Beispiele sind schlanker proportioniert. Für zwei der Stücke (Taf. 20, 1—2) mag der Unterschied noch als graduelle Abweichung durchgehen, das dritte, ausnehmend breite Stück (Taf. 20, 3), zeigt jedoch als Basis eine scharf belassene Klingenkante. Pfeilbewehrungen dieser Art sind nach der Materialaufnahme des Rezensenten in der westfälisch-nordhessischen Mittelgebirgszone bislang überhaupt erst zweimal zutage getreten. Beide kommen aus Rössener Siedlungen der Nachbarschaft, nämlich von den Fundplätzen Werl, Scheidingerstraße, und Werl, Stadtwald. Entsprechungen sowohl zu diesem breit-triangularen Typ mit scharfer Breitseite als auch zum Merkmal einer der Spitze gegenüberliegenden scharfen Kante in Verbindung mit schmal-triangularen bis trapezförmigen Varianten sind im westeuropäischen Neolithikum weitverbrei-

tet. Sie werden hier gewöhnlich als transversale Pfeilköpfe angesehen, obwohl die häufig asymmetrische Zurichtung der Ventralseite eine Schäftungsweise wie bei den asymmetrischen Dreieckspfeilspitzen nahelegt. Die Tradition des Typs reicht vom frühen Cardial bis weit ins Chasséen und scheint besonders in Rückzugsgebieten des Tardenoisien reich entfaltet zu sein (M. ESCALON DE FONTON, *Palaeohistoria* 12, 1966, 209 ff.; Abb. 5, 6, 9, 19, 22, 24, 25, 26). Einige Vergleichsstücke aus bandkeramischen Silexverbänden des Nordwestens weisen selbstverständlich in dieselbe Richtung, wie denn die bandkeramische „Pfeilspitzenprovinz“ des Rhein-Maas-Gebietes ohnehin ein westlich ausgerichtetes Phänomen ist.

Unter der Überschrift „Organisches Material“ findet man einen Beitrag von M. HOPF zu Dreschrückständen im Hüttenlehm, eine Tierknochenbestimmung von G. NOBIS und schließlich — an dieser Stelle unvermutet — Ergebnisse von ^{14}C -Analysen aus den Laboratorien Kiel (H. WILLKOMM), Köln (J. FREUNDLICH), Hannover (M. A. GEYH). Von den im gebrannten Lehm erkennbaren Abdrücken und Einschlüssen beigemengter Dreschabfälle ließen sich 22 mal die Spelzweizenarten Einkorn und Emmer bestimmen. Einen repräsentativen Nachweis von Kulturpflanzen konnte man nicht erwarten, hierzu wäre wohl das Ausschlämmen ganzer Grubeninhalte erforderlich gewesen. Das als Vergleichsmaterial herangezogene Getreide von Essen-Fulerum sollte übrigens hinsichtlich seiner kulturellen Verbindung zu „Rössen“ besser ausscheiden. Ob bei den Grabungen von H. KROLL Rössener Funde gemacht wurden, hat nämlich als völlig ungewiß zu gelten (E. KAHRs, *Bonner Jahrbücher* 146, 1941, 243). Seinerzeit entdeckte Hausgrundrisse haben jedenfalls keine Ähnlichkeit mit heute bekannten Typen des Alt- und Mittelneolithikums. Die Grube mit den Pflanzenresten enthielt immerhin einen Topf, der heute noch vorhanden ist, man kann ihn am ehesten der jüngeren Bronzezeit zuweisen. Knochenfragmente und Zähne ergab in Deiringsen/Ruploh nur die an Brandresten und besonderen Funden reiche Grube 478: Alle bestimmbareren Teile stammen vom Hausschwein.

Die Angaben zur ^{14}C -Datierung müssen beim unbefangenen Leser Verwirrung stiften; denn Kiel teilt ein „Libby-Alter“, Köln ein „ C^{14} -Alter“ und Hannover ein „ ^{14}C -Modellalter“ mit. Selbstverständlich handelt es sich in allen Fällen um sogenannte konventionelle ^{14}C -Daten, die nach derselben Konvention ermittelt und deshalb untereinander vergleichbar sind. Ihr Fehlerbereich wird stets mit plus-minus 1 Sigma angegeben, was bekanntlich eine statistische Sicherheit von 68 Prozent Wahrscheinlichkeit ausdrückt. Mögliche Fehlerquellen, die außerhalb der Aktivitätsmessung liegen, sind damit natürlich nicht abgedeckt (H. WILLKOMM, *Germania* 48, 1970, 98 ff.). Um auf der Grundlage des Meßwertes zum astronomischen bzw. zum wahren Kalenderalter zu kommen, ist es erforderlich, dendrochronologisch geeichte Korrekturdaten zu berücksichtigen (H. WILLKOMM, *Altersbestimmungen im Quartär*. München 1976, 96 ff.). Hiernach ergibt sich für die beiden Rössener Daten von Deiringsen/Ruploh etwa der Zeitraum 5100—4500 v. Chr. nicht, wie versehentlich angegeben, 3400—3000 v. Chr. Was unter diesen Umständen beim Vergleich von Datierungsangaben als eine „deutlich“ ältere oder jüngere Zeitstellung aufgefaßt werden darf, muß wohl zuvor an wesentlich mehr Messungen überprüft werden, wobei man den Wunsch hat, die Präsentation von Daten möchte stets mit Materialvorlagen verbunden sein.

Die kulturelle Einordnung der Keramik führt im Zuge des Mustervergleich zu den bekannten Hauptfundprovinzen der Rössener Kultur in Mitteldeutschland, am Niederrhein, im Mittelrheintal und im Neckarmündungsgebiet. Nach der Klassifizierung von A. STROH steht das Material aus Deiringsen/Ruploh der „Rhein-Main-Gruppe“ bzw. der „Gruppe Neuenheim/Nierstein“ am nächsten, wobei sich einige Elemente als Übergangserscheinung zu Bischheim werten lassen, namentlich feine, spitze Furchenstichtechnik und Gittermuster im Schulterornament. Mit K. GOLLER wird betont, daß die zur Zeit möglichen Formenver-

gleiche weitgehend von den Zufälligkeiten eines mehr oder minder ergiebigen Fundbestandes abhängen. Regionalgruppen und deren gegenseitige Beziehungen gilt es erst noch herauszuarbeiten. Die bereits eingeführten „Gruppen“-Bezeichnungen sollte man also nicht in diesem Sinne mißverstehen. Den Ergebnissen neuerer Forschung folgend, wird die relativchronologische Stellung der Ausprägung Neuenheim/Nierstein als das „Rössen im engeren Sinne“ im wesentlichen zwischen Planig/Friedberg und Bischheim angesetzt, die insgesamt der Großgartacher Kultur folgen. Man muß dem Verfasser zustimmen, wenn er am Ende des formenkundlichen Vergleichs feststellt, daß *„die Rössener Kultur im Bereich der Soester Börde in typischer Form und kraftvoller Entfaltung . . . entgeggetritt“*. Das ist eine Aussage, die für den gesamten Nordabschnitt ihrer Verbreitung zutrifft. Daß man hier vielleicht „Degenerations- oder Mischformen“ hätte erwarten können, ist freilich als forschungsgeschichtlich gewachsene Voreingenommenheit zu apostrophieren.

Die Siedlungsweise der Rössener Kultur ist gegenüber derjenigen des Altneolithikums durch eine Erweiterung des Lebensraumes gekennzeichnet, namentlich durch die Besetzung höher gelegener Areale, denen der unmittelbare Bezug zu den Wasserläufen fehlt. Einigermaßen intensiv erforschte Gegenden haben ein dichtes Netz relativ großer Wohnplätze. Neuere Ausgrabungsergebnisse, besonders die von Inden 1, zeigen jedoch, daß der anfängliche Eindruck großer Siedlungsdichte nicht zu Recht besteht; denn es handelt sich jeweils nur um einzelne Häuser bzw. Gehöftgruppen, die bei geringer Veränderung des Bauplatzes mehrfach erneuert worden sind, so daß schließlich eine Vielzahl von Grundrißspuren im Boden zurückblieb. Auch in Deiringsen/Ruploh sprechen einige Anhaltspunkte für dieses Modell. Man kann also davon ausgehen, daß die ergrabenen Häuser nacheinander erbaut worden sind.

Die Frage nach Gliederung und Funktion der Rössener Häuser bleibt wegen der Erosion neolithischer Oberfläche weitgehend offen. In Verbindung mit Erkenntnissen aus Inden 1 läßt sich oftmals ein vorhallenartiger SO-Teil ansprechen. Gelegentlich sind Querwände innerhalb der Häuser sichtbar, die für einen besonders abgegrenzten NW-Teil sprechen. Gleiches zeigt beim Typ Hienheim die nordwestliche Außenwandfundamentierung an. Danach sieht es so aus, als sei die traditionelle Dreiteilung bandkeramischer Großbauten trotz wesentlicher Wandlungen in der Grundrißkonzeption beibehalten. Allerdings gelingt es noch nicht, die hierfür verantwortlichen Gründe aufzuklären, auch wenn es nicht an Versuchen fehlt, Erklärungen im funktionalen oder sozialen Bereich zu suchen. Das selbe gilt für die verschiedentlich beobachteten polygonalen Nebenbauten.

Die Rössener Trapezhaustypen werden heute allgemein als Glieder einer baugeschichtlichen Entwicklung aufgefaßt. Sie unterscheiden sich von den Großbauten der Linienbandkeramik vor allem durch Verringerung der Pfostengruppen im Innern und durch eine zusätzliche Pfostenreihe außerhalb der Längswände. Diese Unterschiede werden im Zusammenhang gesehen und als Verlagerung dachtragender Funktionen gewertet, die zunehmend vom Kerngerüst auf die Außenseite übergangen. Als Vorläufer der Entwicklung wird auf bandkeramische Häuser mit Verdoppelung der Außenpfosten verwiesen. Als Endstadium zeichnet sich beim Übergang zum Jungneolithikum der Bautyp mit tiefgegründeter, tragender Spaltbohlenwand ab. Die Reihenfolge der wichtigsten Etappen dieses baugeschichtlichen Prozesses ist am mitteldeutschen Fundplatz Zwenkau dokumentiert. Sie ist dort mit der linien- und stichbandkeramischen Entwicklung des Platzes synchronisiert. Das hauskundliche Material des Nordwestens wird man dieser Abfolge gegenüberzustellen, wenn nicht sogar an ihr zu messen haben. Zu welchem Ergebnis man hierbei im einzelnen vorzudringen vermag und ob sich erkennen lassen wird, was als Ursache, was als Wirkung gewertet werden darf, hängt freilich nicht zuletzt vom Ausgang allgemeiner Phasenkorrelation ab; denn die Ansichten hierüber gehen doch stärker auseinander, als es vielfach den Anschein hat.

Überblickt man die vorliegende Fundbearbeitung von Deiringsen/Ruploh, so kann man dem Verfasser ohne Einschränkung folgen, wenn er (S. 66) zusammenfassend sagt, daß durch die jüngsten Grabungen einige Aspekte der neolithischen Siedlung — namentlich ihre kulturelle Einordnung und die hier vertretenen Hausformen — deutlicher geworden sind, daß aber auch zahlreiche siedlungsarchäologische Fragen offen bleiben, die nach vollständiger Ausgrabung des Platzes verlangen. Bereits jetzt handelt es sich um einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis der Rössener Kultur in Westfalen. Jedoch ist das, was der Fundplatz zu bieten hat, noch weit davon entfernt, bereits Aufschluß über die Struktur des Mittelneolithikums zu geben, wie der Verfasser (S. 3) meint. Allerdings spricht er dabei ganz richtig an, welche Bedeutung diesem Aufschluß zukäme, gerade hier — an der Schwelle zur norddeutschen Tiefebene, wo die Rössener Kultur in der Folge ein wichtiges Substrat der neolithischen Kulturentwicklung bildet. Da gilt es, noch viel zu tun! Die Bearbeitung und Vorlage weiterer Fundplätze des Mittel- und Jungneolithikums muß sich also anschließen. Erst dann läßt sich vielleicht besser beurteilen, vielleicht endlich auch als Forschungsanliegen weiter verfolgen, was seit der Dissertation von K. H. BRANDT (1953) als wissenschaftliches Problem im Raume steht: Der Charakter von Wechselbeziehungen am Nordrand kontinental-neolithischer Gruppen im allgemeinen und der Rössener Anteil bei Herausbildung des Neolithikums im nordwestdeutschen Flachland im besonderen.

Schleswig

Ingo Gabriel

Ralf BUSCH, *Die spätbronzezeitliche Siedlung an der Walkemühle in Göttingen. Teil I: Archäologische Untersuchungen.* — Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von H. JANKUHN und K. RADDATZ, Bd. 16. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1975. 75 S.; 93 Taf.; 1 Grabungsplan (im Anhang).

Im vorliegenden Buch wird — wie auch im Vorwort dargelegt — eine Siedlungsgrabung behandelt, die der Autor in den Jahren 1966—1969 im Auftrage des Seminars für Ur- und Frühgeschichte der Universität Göttingen unter Professor Dr. H. Jankuhn durchgeführt hat. 1973 konnte diese Arbeit als Dissertation eingereicht werden. — Der Text ist übersichtlich in sechs Kapitel gegliedert und innerhalb dieser Abschnitte abermals unterteilt. Nachgestellt sind Literaturabkürzungen, eine Zusammenstellung des herangezogenen Schrifttums sowie ein Tafelverzeichnis.

Einleitend wird Wissenswertes über die Fundstelle — sie liegt am südlichen Rand der Altstadt Göttingens in der Leineau — sowie den Gang der Erdarbeiten mitgeteilt. 1962 wurden hier vorgeschichtliche Siedlungsgruben angeschnitten. Probegrabungen in den folgenden Jahren erbrachten gesichertes bronzezeitliches Material und ließen eine weitere Ausdehnung des besiedelten Areals erkennen. Daraufhin wurden etwa zwei Drittel dieser Fläche, d. h. 3600 m², freigelegt.

Der Fundplatz befindet sich auf einer Löß-Schwarzerde-Insel. Auelehme lagerten sich hier erst nach der Bronzezeit ab. Der Bodenabtrag war so stark, daß nur die unteren Partien von Gruben und Pfostenlöchern noch erfaßt werden konnten. Bei diesem Eingehen auf stratigraphische Zusammenhänge erweist sich der Verf. auch in bodenkundlicher Hinsicht als sehr versiert. Fundstellen und Verfärbungen wurden fortlaufend nummeriert. Alle aussagefähigen Fundgegenstände sind abgebildet; das Tafelverzeichnis mit Angabe der Fundpunkte wird zugleich als Katalog angesehen. Da sich hinsichtlich einer Zweckbestimmung der Gruben keine Hinweise auf Wohnstätten fanden, sind sie wohl als Entnahmestellen für Hüttenlehm und Töpfereirohstoff oder als Vorratsgruben anzusprechen. Die nachgewiesenen Pfostenlöcher er-